

GIACOMO CASANOVA

DIE SCHÖNE FRAU VON ROLL



ROMAN
PRONG PRESS

GIACOMO CASANOVA:
DIE SCHÖNE FRAU VON ROLL

GALANTER ROMAN
PRONG PRESS

Boris Schneider hat sich erlaubt, einige Passagen im Text erotisch auszuschnücken, so die von früheren Verlegern erfolgte Zensur rückgängig zu machen; puritanische Leser*innen mögen dies verzeihen. Ein paar logische Lücken im Text sind originalgetreu übernommen worden.

IMPRESSUM

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 2022: PRONG PRESS, 8424 Embrach ZH

Text: Giacomo Casanova, Venedig, IT

Nacherzählung: Boris Schneider, ZH, CH

Lektorat: Rolf Bächli, Embrach, CH

Korrektorat: PRONG PRESS

Cover: Anaëlle Clot, Lausanne, CH

Illustrationen: Katja Möltgen, Mönchengladbach, DE

Layout: Rolf Bächli, Embrach, CH

Layout II: Katja Möltgen, Mönchengladbach, DE

Druck: Medico Druck, Embrach, CH

ISBN: 978-3-906815-44-2

1. Auflage Juni 2022

INHALTSVERZEICHNIS

KAPITEL 1:	MEINE ANKUNFT IN ZÜRICH	7
KAPITEL 2:	ERLEBNISSE IN BADEN UND SOLOTHURN	24
KAPITEL 3:	LANDLEBEN UND RACHEGEFÜHLE	48
KAPITEL 4:	RACHE IST SÜSS UND NEUE LIEBE	86
KAPITEL 5:	BADEFREUDEN, LEBEL, DUBOIS UND DIE KLEINE SARAH	123
KAPITEL 6:	ABREISE, MURTEN, VON HALLER, LAUSANNE UND ABSCHIED	159
KAPITEL 7:	GENÈVE, DIE THEOLOGIN, VOLTAIRE UND NOCH EIN ABENTEUER	179
KAPITEL 8:	GENÈVE + DIE LEBEL ZUM ZWEITEN, HELENE UND DIE LIEBE	213
KAPITEL 9:	EINE WIEDERLEGUNG, LUGANO UND EIN WIEDERSEHEN	245

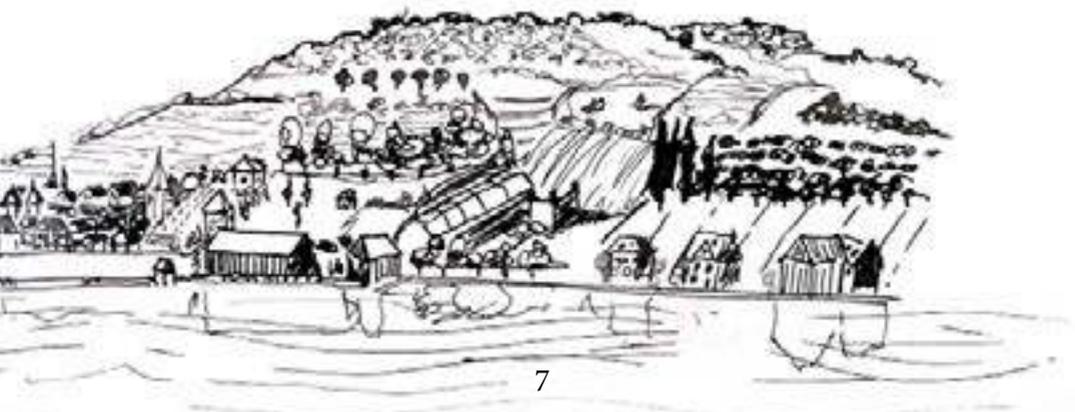


KAPITEL I

MEINE ANKUNFT IN ZÜRICH

Den Bütteln und Gerichtsschreibern in Stuttgart war ich knapp entronnen. Da nahm ich in Fürstenberg, wo ich mich noch längst nicht in Sicherheit glaubte, die Postlinie nach Schaffhausen und stieg dort auf eine Mietskutsche um, weil es in der Schweiz damals noch keine Poststationen gab. Mein spanischer Diener Leduc begleitete mich dabei treu.

In Zürich stieg ich im Hotel «Schwert» ab, und fand ein ausgezeichnetes Zimmer dort. Ganz allein sass ich im prächtigen Speisesaal, fühlte mich wie ein Eindringling, und sann über meine gegenwärtige Lage wie auch über mein bisheriges Leben nach. Freud und Leid teilten sich die Stunden, und mir wurde bewusst, dass sämtliches Unglück, das mich betraf, von mir selbst verschuldet worden war, auch, wie oft ich die Gunst des Schicksals verschmäht hatte. Im Gedanken an die Gefahr, der ich in Stuttgart im letzten Moment entrinnen konnte, beschloss ich in vernünftiger Weise, von nun an nicht mehr Fortunas Spielball zu sein, sondern mein Schicksal in die eigene Hand zu nehmen.



Die vielen Taler - es waren an die 100'000 - sollten mir helfen, ein ungefährliches Dasein zu führen, und ich begriff, dass innerer Frieden mehr wert war, als alle Schätze der Welt.

Diese Gedanken prägten meine Träume, in denen ich mit lebendigen Bildern voller Ruhe und Frieden beglückt wurde. Eine schöne ländliche Gegend, die mir gehörte, lud mich ein, meine neue gewonnene Freiheit zu geniessen - ohne jede unnötige Gesellschaft, die immer alles komplizierte. «Du träumst ja gar nicht», sagte ich, im Traum zu mir selber, als mich das Tageslicht jäh aus meiner ländlichen Idylle riss. Umso stärker war ich entschlossen, diesen Traum Wirklichkeit werden zu lassen, ich stand auf, kleidete mich an und ging erst mal hinaus, wohin, wusste ich nicht ...

Eine Stunde Fussmarsch später befand ich mich zwischen sanften Hügeln und hätte mich wohl verirrt, wenn mir nicht immer wieder tätige Handwerker durch ihren Gang den Weg hin zu einer möglichen Gaststätte gewiesen hätten. Fragen wollte ich weder sie, noch die überall fleissigen Bauern, sondern schritt unaufhörlich vorwärts. Plötzlich befand ich mich in einem Tal mit vier prächtigen Berggipfeln. Links entdeckte ich eine malerische Kirche, mit einem grossen Anbau. Beim Näherkommen ging mir auf, dass es ein Kloster sein musste. Hatte ich es also bis zu einem katholischen Kanton geschafft, das freute mich ausserordentlich. Ich betrat die Kirche und bestaunte die Marmorpracht und den üppigen Altarschmuck. Andächtig wohnte ich der Messe bei, ging dann vor in die Sakristei, um dort einige ältere Benediktinermönche vorzufinden. Der Abt, den ich anhand des Kreuzes auf seiner Brust ausmachen konnte, fragte mich höflich, ob ich die Sehenswürdigkeiten der Kirche besichtigen wolle, was ich bejahte. Und schon übernahm

er selbst die Führung, um mir prächtige Teppiche, wunderbar fein gestickte Messgewänder und mit Edelsteinen besetzte heilige Gefässe zu zeigen.

Meine wenigen Deutschkenntnisse - Schweizerdeutsch kannte ich kein einziges Wort - liessen mich den Abt auf Lateinisch fragen, ob die Kirche schon sehr alt sei. Der Abt war hocherfreut und berichtete mir in weitschweifigen Sätzen davon, dass diese Kirche wohl die einzige auf der ganzen Welt sei, die von Jesus Christus persönlich geweiht worden war. Verwundert blickte ich ihn an, und als er meinen Unglauben wahrte, führte er mich sogleich ins Innere der Kirche zurück, um mir auf der Oberfläche eines Marmorbeschlages fünf eingedruckte Fingerspuren zu zeigen. Diese habe die Weihende Hand Christi hier zurückgelassen, wohl, damit man den zuständigen Bischof gar nicht für die Einweihung habe aufbieten müssen. Der damalige Prior selbst habe dies alles im Traum direkt von Gottes Stimme erfahren, und der Beweis dafür waren eben diese fünf Fingerabdrücke, die der Vorsteher dann an der genannten Stelle gefunden habe. «Der Prior ging hin, sah das Wunder und dankte dem Herrn dafür», schloss der Abt seine Erzählung.

Aufmerksam hatte ich ihm zugehört, und wäre wohl in lautes Gelächter ausgebrochen, wenn ich mir nicht auf die Zunge gebissen hätte, um ruhig zu bleiben. Diese Höflichkeit gefiel dem Abt ausserordentlich, so dass er mich fragte, wo ich denn abgestiegen sei. «Nirgends», gab ich ihm zur Antwort, «ich bin zu Fuss von Zürich hierhergekommen und dann gleich in die Kirche eingetreten.» Dies beeindruckte den Abt noch mehr, er dankte Gott für die Gnade, mit der dieser mein Herz gerührt habe und sah mich als wallfahrenden Büsser vor sich. Da es gerade Mittag schlug, lud mich der Abt zu Tisch, was ich

dankend annahm. Ohne zu fragen, wohin es mich verschlagen habe - ich wollte meine Bussfahrt nicht zerstören - folgte ich ihm. Unterwegs erklärte er mir, dass die Mönche heute fasten würden, er aber, im Besitz eines Brevets von Benedikt dem XIV., dürfe jeden Tag zwei Gäste an seine Tafel bitten. Gerne nahm ich an diesem Privileg teil. In seinem Zimmer zeigte mir der Abt sogleich das Brevet, das dort unter Glas aufbewahrt wurde. Auf dem Tisch standen schon zwei Gedecke, ein livrierter Diener legte sofort noch ein drittes hinzu. Den anderen Gast stellte mir der Abt als seinen Kanzleivorsteher vor. «Nun, ich muss eine Kanzlei unterhalten, weil ich Abt von Maria-Einsiedeln und so zugleich ein Fürst des Heiligen Römischen Reiches bin», erläuterte mir mein Gastgeber bescheiden.

Ich atmete auf, von Einsiedeln und seinem Kloster hatte ich schon viel gehört und gelesen. Man nennt es auch das 'Loreto' diesseits der Alpen. Beim Essen fragte mich der Fürst-Abt aus, woher ich stamme und ob ich verheiratet sei. Auch bot er mir an, Empfehlungsschreiben für verschiedene Gegenden mitzugeben. Ich offenbarte ihm, dass ich Venezianer sei, und dass ich seine Briefe dankend annehmen würde. Auch bat ich meinen Gastgeber aus einer Laune heraus, mir die Beichte abzunehmen. Ich glaubte gar, ich tue so Gottes Willen. Mein Beichtvater hielt eine langweilige, aber salbungsvolle Rede, die ich zu den köstlichen Gerichten gerne ertrug, die man uns auftischte. Als ich von ihm wissen wollte, woher er denn zu dieser Jahreszeit das exzellente Wildbret herhabe, meinte er vergnügt: «Ich bewahre es, luftdicht abgeschlossen, jeweils ein halbes Jahr auf!» Der Abt-Fürst war ein wahrer Gourmet, selbst seine Rheinweine waren auserlesen. Nach dem Essen entliess der Abt seinen Kanzler und führte mich beschwingt im ganzen Kloster

herum, bis hin in die Bibliothek, woselbst ich ein Bildnis des Kurfürsten von Köln entdeckte. Ich merkte an, dass das Gemälde zwar ähnlich sei, aber in Wirklichkeit sei der Mann doch um einiges schöner. Dabei zeigte ich ihm meine Tabakdose, worauf man den Kurfürsten in den Kleidern des Deutschen Ordens abgebildet sah. Der Abt musste über den Einfall lachen und bewunderte meine Dose sehr, ja, ich bemerkte, wie ich in seiner Achtung immer höher stieg. Zum Glück war ich in der Bibliothek nicht allein, denn alle diese Folianten - die jüngsten waren sicher schon mindestens hundert Jahre alt - bedrückten mich. Alles Abhandlungen über die Religion. «Aber die Mönche haben doch sicher auch Bücher über Physik, Geschichte oder andere Themen in ihren Zellen?», fragte ich naiv. «Oh nein», kam prompt die Antwort, «das sind alles brave Leute, die tun nur ihre Pflicht und brauchen nichts anderes.»

Nach und nach bekam ich Lust, Mönch zu werden, behielt aber alles für mich. Ich bat den Abt nur, dass ich ihm meine Sünden und Verwirrungen beichten dürfe. Er führte mich in einen kleinen Pavillon, verbot mir aber, mich niederzuknien, sondern hiess mich, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Über drei Stunden lang erzählte ich ihm eine skandalöse Geschichte nach der anderen, mit monotoner reuiger Stimme. Das beweise meine Bussfertigkeit, versicherte er mir, denn ohne Gnade sei es unmöglich, eine solche Zerknirschung zu empfinden. Er enthob mich meiner Sünden und riet mir, zurück in mein Zimmer zu gehen und dort im Gebet zu verweilen. Ich sollte mich zeitig hinlegen, damit ich am nächsten Morgen das Sakrament empfangen könne. Ich tat, wie er mir geheissen, war völlig folgsam und fügsam ...

In der Einsamkeit des Zimmers spann ich meinen Plan, Mönch

zu werden, immer weiter. Ich war mir ganz sicher, dass der Abt zustimmen würde, denn ich hatte ihm eine Leibrente von 10'000 Franken in Aussicht gestellt. Viel mehr als eine Bibliothek würde ich nicht brauchen, wenn man mir nur gestattete, eine solche nach meiner eigenen Wahl zusammenzustellen. Nach meinem Tod würde sie dann ans Kloster übergehen. Die Gesellschaft der klatschenden Mönche wäre mir egal, und ohne Begierde und Ehrsucht könnte ich auch ein Leben ohne Eifersucht führen.

Gewisse Bedenken konterte ich mit der Eingabe von einer Frist von zehn Jahren, während der ich meinen Eintritt in den Benediktiner-Orden jederzeit widerrufen konnte. Falls die Reue während dieser Zeit nicht eintreten würde, dann wäre sie wohl für immer vorbei. Auch wollte ich weder Amt, noch Würde im Orden anstreben, ich wünschte allein meinen Seelenfrieden und jene Freiheiten, die mir der Orden gewähren würde. Um den Abt für mein Noviziat von zehn Jahren einwilligen zu lassen, schlug ich vor, die Leibrente von 10'000 dem Kloster sofort zu übereignen, falls ich vorzeitig aus dem Orden austreten wolle. Ich schrieb mein Gesuch nieder, schloß darauf beruhigt ein und legte es dem Abt nach Empfang des Abendmahls bei einer Tasse Schokolade, die er mir offerierte, vor.

Am Morgen, noch vor dem Essen, las der Abt mein Gesuch durch, ging auf und ab und las und sprach, er werde mir nach Tisch antworten. Neugierig wie ein Kind, dem man ein bestimmtes Spielzeug zum Geburtstag versprochen hat, erwartete ich seine Entscheidung. Doch stattdessen erklärte er mir, dass mich ein Fuhrwerk nach Zürich in die Stadt bringen werde, woselbst dann in vierzehn Tagen seine Antwort eingehe, die er mir selber überbringen wollte. Zwei Briefe musste ich ihm als

Bote noch mitnehmen. Ich bedankte alles und küsste dem Abt zum Abschied sogar seine Hand. Am nächsten Tag übergab ich die beiden Briefe eigenhändig an ihre Empfänger. Es waren die Herren von Orelli und Pestalozzi. Ich traf sie leider nicht zu Hause an, aber sie machten mir dann ihre Aufwartung. Sie luden mich zu Tisch und ins Konzert ein - Schauspiel gab es damals in Zürich keines. Bürger konnten es im Abonnement besuchen und Fremde gegen einen Taler eine Eintrittskarte lösen. Sowohl von Orelli, als auch Pestalozzi überschlugen sich im Lob für den Abt-Fürsten von Einsiedeln.

Wie unglaublich schlecht doch in diesem Konzert gesungen wurde! Ich langweilte mich schrecklich. Die Männer sassen alle auf der einen, die Frauen auf der anderen Seite, und ich, zwischen meinen beiden Gastgebern inmitten der ersteren. Ich betrachtete ungeduldig die andere Seite, entdeckte da auch drei oder vier, die mir gefielen - trotz meiner 'Bekehrung'. Da sie mich ebenfalls anschauten, hätte ich gerne ein wenig mit ihnen geplaudert. Beim Hinausgehen stellten mir meine beiden Begleiter ihre Gattinnen und Töchter vor, die alle sehr liebenswürdige Mädchen aus Zürich waren. Doch der Spuk war nur sehr kurz, ich verabschiedete mich höflich und kehrte ins Hotel zurück. Als ich am nächsten Tag bei Herrn von Orelli tafeln durfte, genoss ich die Gesellschaft seiner reizenden Tochter, ohne jedoch mein besonderes Interesse an ihr zu offenbaren. Noch einen Tag später spielte ich dasselbe Spiel bei Herrn Pestalozzi. Dessen Tochter war noch reizender, aber auch hier hielt ich meine Begierden im Zaum. Verständig und sehr gesetzt verhielt ich mich tadellos, so dass nach vier Tagen ganz Zürich um meine Ehrbarkeit wusste. Jedermann achtete mich auf meinen Spaziergängen, was ich mir gar nicht gewohnt

war. Immer noch redete ich mir ein, dass mein Plan, Mönch zu werden, eine Eingebung des Himmels sei. Zwar langweilte ich mich, doch wenn man sein Leben plötzlich derart umstellt, ist dies wohl unumgänglich.

Jeden Morgen lehrte mich ein Genueser namens Giustiniani Deutsch. Dieser ehemalige Kapuziner betrachtete mich als rettenden Engel, da ich ihm jeden Tag sechs Franken einbrachte. Ich hingegen sah ihn als höllischen Versucher an, weil er mir täglich alle religiösen Bruderschaften schlecht redete.

Und dann, am vierzehnten Tag meiner Bekehrung, am Vorabend des vom Abt versprochenen Entscheides, stehe ich gegen sechs Uhr an meinem Hotelfenster und schaue auf eine Bräu-



cke hinaus, die Passanten musternd. Genau da hält eine Kutsche vor dem Gasthof, der Kellner öffnet deren Schlag und ich sehe, wie vier gut gekleidete Damen aussteigen. Die drei ersten übersehe ich, aber die vierte und letzte, eine feurige Brünette mit schwarzen grossen Augen unter kühn geschwungenen Brauen, sticht mir sofort ins Auge. Ihre Wangen sind wie Rosen gerötet, auf dem wallenden Haar thront ein blauseidenes Hütchen, von dem eine silberne Quaste herunterbaumelt. Sie bannt mich - einem Zauberbild gleich. Ich merke, wie sich mein Geschlecht zu regen beginnt, beuge mich, soweit es geht, über die Fensterbrüstung, um sie noch besser zu sehen. Da hebt sie - wie gerufen - ihren niedlichen Kopf und betrachtet mich wohl eine ganze Minute lang höchst interessiert. Zu lange für eine wirklich sittsame Frau! Sobald sie unten eingetreten ist, eile ich zum Fenster meines Vorzimmers, um sie im Treppenhaus zu sehen, wo sie sich beeilt, ihre Gefährtinnen wieder einzuholen. Vor meiner Luke dreht sie - wie zufällig - den Kopf. Als sie mich erblickt, weicht sie - einen kurzen Schrei ausstossend - einen Schritt zurück, als ob sie ein Gespenst gesehen hätte. Dann eilt sie kichernd vorbei und verschwindet im Zimmer ihrer Begleiterinnen.

Wappnet euch, ihr Sterblichen, panzert eure Brust, ihr Fanatiker, wenn ihr's denn könnt! Und eben noch dachte ich, mich lebendig in einem Kloster zu begraben, aber nun sowas! Dieser lichte Tag, der 23. April 1760 in Zürich wird mir ewig und lebhaft im Gedächtnis bleiben.

Der Sturm in meiner Brust tobte, selbst als ich mich aufs Bett warf. Nach fünf Minuten kehre ich ans Korridorfenster zurück, sehe den Kellner gerade das Zimmer der neu Angekommenen verlassen. Ich spreche ihn an, sage ihm, dass ich am nächsten

Morgen mit den Damen gerne an einem Tisch speisen würde. «Das wird kaum möglich sein», meint er, «sie essen heute um acht Uhr abends auf dem Zimmer, denn morgen früh bei Tagesanbruch wollen sie weiterreisen.» - «Wohin gehen sie denn?» - «Nach Einsiedeln, sind alle vier katholisch.» - «Wo kommen sie denn her?» - «Aus Solothurn.» - «Wie heissen sie denn?» - «Weiss ich doch nicht ...»

Ich wollte auch nach Einsiedeln, nur, was sollte ich dort? Beichten, das Abendmahl nehmen, waren die Ziele der Damen, was für eine Rolle würde ich dabei spielen? Und wenn ich dem Abt begegnen würde, müsste ich umkehren ... Da kommt mir ein glücklicher Gedanke, ein wahrer Einfall: Ich gehe zu meinem Korridorfenster und warte auf den Kellner. Als er wieder vorbeikommt, rufe ich ihn in mein Zimmer, gebe ihm fünf Franken, bitte ihn, mir eine Schürze, eine grüne, wie seine, zu leihen. «Ich möchte die Damen bei Tisch bedienen», erkläre ich. Er lacht nur. «Was lachst du?», frage ich. «Nur über Ihre Laune; die Schürze können Sie haben», grinst er. Und: «Die hübscheste der Damen hat mich gefragt, wer Sie denn seien ...» Ich denke nach: «Nun, sie wird mich gesehen haben, beim Vorbeigehen; aber mit der Schürze wird sie mich nicht wiedererkennen. Und, was hast du ihr gesagt?» Er grinst: «Dass Sie Italiener sind, nichts sonst.» - «Wirst du verschwiegen sein?» Er nickt und meint: «Habe ihren Spanier gebeten, das Servieren zu übernehmen, bin unten schon genug eingedeckt, mit Arbeit.» Ich schüttle den Kopf: «Auf keinen Fall, der soll wegbleiben, wenn ich meine Rolle spiele, sonst verdirbt sein Lachen alles ... Ruf ihn her, er soll die Schüsseln holen, ich nehme sie ihm dann vor der Türe ab.»

Der Kellner brachte die Schürze, ich instruierte Leduc, er

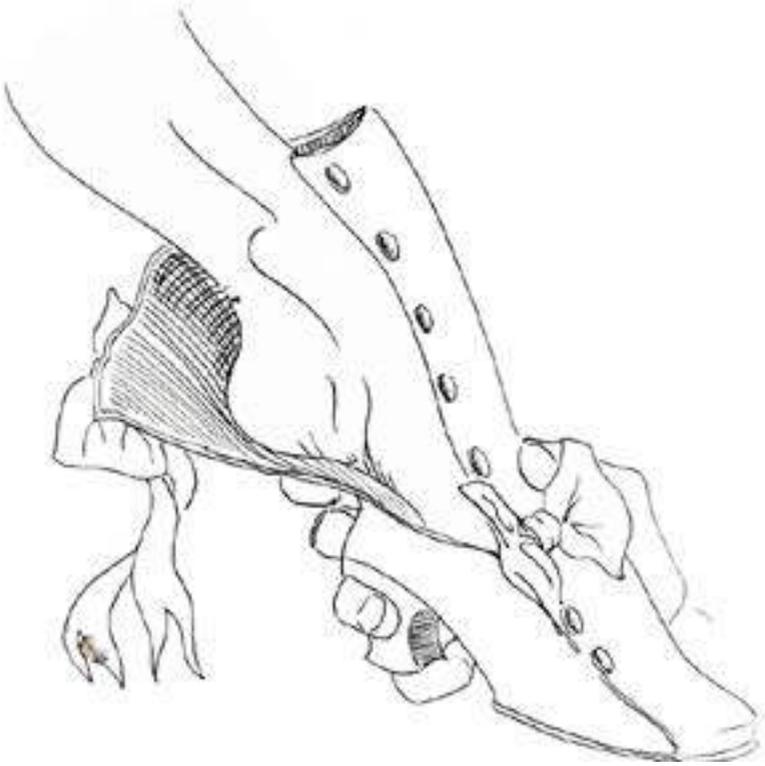
lachte zwar, versprach aber, meine Befehle zu befolgen. Ich liess mir das Tranchiermesser geben, brachte meine Haare in Ordnung, band die Schürze über meiner goldbestickten Weste fest, und schon stand der neue Kellner vor dem Spiegel und musste über sich selbst lächeln. Ich jubilierte vor Freude: Aus Solothurn, also sprechen sie Französisch! Dann meldete mir Leduc, dass nun das Essen aufgetragen werden solle. Ich betrete ihr Zimmer, frage: «Meine Damen, ist es gefällig?» Die Hässlichste ruft: «Geschwind, geschwind, wir müssen morgen ganz früh auf!» Ich rücke die Stühle zurecht, schiele verstohlen nach der Schönen, die baff vor Verwunderung ist. Ich gehe dem Kellner entgegen, helfe ihm, die Speisen aufzutragen. Schon geht er wieder ab, meint: «Bleib du da, ich muss unten weiter bedienen.»

Ich trete vor meine Amazone, die mich immer noch völlig erstaunt anschaut. Die anderen nehmen gar keine Notiz von mir. Ich wechsele die Teller, lasse das Ragout herumreichen, tranchiere geschickt den Fasan. «Na, endlich ein guter Service», meint die Schöne. «Arbeiten Sie schon lange hier?», fragt sie mich neugierig. «Erst seit kurzer Zeit, Madame.» Dann entdeckt sie meine Manschetten: «Ach, zeigen Sie doch her, das sind ja wunderschöne Spitzen!» - «Danke, Madame, ich weiss, aber sie sind uralte, ein italienischer Gast hat sie mir geschenkt, der hier einige Zeit logierte.» Ganz langsam zog sie eine Manschette aus meinem Ärmel, gab mir die Zeit, den Anblick ihres reizenden Körpers zu geniessen. Was für ein seliger Augenblick! «Sie hat dich erkannt», sagte ich zu mir, «und sie verrät dich nicht, grossartig.» Aber ich wusste auch, dass ich meine Maskerade nicht zu weit treiben durfte; da beendete sie ihre Manschetten-Untersuchung auch schon. «Wie kann man so

neugierig sein?», lachte sie mich an. «Du hast sicher schon mehr Spitzen gesehen», gab ich zurück, so dass meine Angebetete sofort errötete.

Nach dem Essen zogen sich die Damen in ihr Schlafzimmer zurück, um sich auszukleiden, während ich den Tisch abräumte. Nur meine Schöne setzte sich noch hin, um zu schreiben; ich glaubte schon, es sei ein Brief für mich ... Nachdem ich alles abgetragen hatte, blieb ich an der Türe stehen. «Worauf warten Sie denn noch?», fragte sie leise. «Ihre Stiefel, Madame, Sie wollen doch nicht gestiefelt zu Bett gehen, oder?» Sie wurde rot: «Ach ja, wahrhaftig, Sie haben recht. Darf ich Sie bemühen?» Ich nickte galant: «Das ist doch mein Beruf, Madame.» Schon kniete ich vor ihr nieder, als sie mir ungeniert ihre Beine und Füße entgegenstreckte. Ich schnürte ihr flink die Stiefel auf, schnallte die Bänder ihrer Beinkleider los, und gönnte mir die Lust, ihre Waden zu sehen, zu verschlingen, zu berühren. Da drehte sie sich um und sagte: «Genug, Sie müssen sich nicht soviel Mühe geben, morgen Abend werden wir uns ja wiedersehen.» Ich atmete auf: «Sie werden wieder hier essen, Madame?» - «Aber gewiss, mein Herr.»

Ich ergriff ihre Stiefel und wollte beim Verlassen des Zimmers von ihr wissen, ob ich es von aussen abschliessen solle, oder ob sie dies von innen tue. Sie beharrte auf dem Letzteren und schloss dann unmittelbar hinter mir zu. Leduc nahm mir die Stiefel ab und meinte lachend: «Sie haben ihre Rolle bravourös gespielt, Senor Casanova, und ihr Trinkgeld wird fürstlich sein, wobei es mir gehört, denn ansonsten verrate ich der Gesellschaft alles.» Ich musste ebenfalls lachen und sagte zum Spanier: «Da, du Halsabschneider, nimm deinen Obolus im Voraus und besorg mir jetzt mein Abendessen.»



Nun ja, die Busspredigten der Moralphilosophen im Ohr legte ich mich ins Bett und in meinen Träumen drückte ich die attraktive Solothurner Amazone fest an meine nackte Brust und ruhte mit ihr gemeinsam auf dem fleischlichen Lager, nur um am nächsten Morgen pünktlich die geputzten Stiefel der Dame abzugeben. Der Kutscher kam gerade vorbei, um sie zu fragen, ob sie denn kein Frühstück zu sich nehmen wollten, was die jungen Frauen alle verneinten. Ich platzierte die Stiefel neben dem Bett, als die Damen gerade am Ankleiden waren und bewunderte den reinen, glatten und wohlgeformten Alabaster-Busen meiner Angebeteten. Schon rief sie nach ihren Stiefeln und ich fragte nach der Erlaubnis, ihr diese persönlich anziehen zu dürfen. Nun, sie steckte schon in ihren Beinkleidern und dieser kleine Kellner da, also ich, stellte wohl keine Gefahr für sie da, also gab sie mir die Erlaubnis.

Nachdem die Damen abgereist waren, legte ich mich nochmals ins Bett und träumte meine Phantasien mit der Amazone weiter. Bei meinem Erwachen teilte man mir mit, dass der Abt von Einsiedeln in Zürich eingetroffen sei und mich zu sehen wünsche. Er lobte den guten Ruf, den ich mir hier innert weniger Tage erworben hatte, und glaubte so wirklich an die Echtheit meiner mönchischen Berufung. «Sie könnten», sagte er lächelnd zu mir, folgenden Leitspruch über ihrem Zimmer anbringen:

Inveni portum. Spes et fortuna valete;
Nil mihi vobiscum est, ludite nun alios.

«Ich kenne diese Verse, sie stammen von Euripides und sind aus dem Griechischen übersetzt worden», dabei versuchte ich, ihre Bedeutung aus dem Latein abzuleiten: «Hoffnung und Glück, fahret dahin; im Hafen geborgen, habe ich nichts mehr mit euch gemein, täuscht fortan andre als mich». Der Abt nickte anerkennend, doch nun war es an mir, seine Hoffnungen zu zerstören: «Schöne Vorsätze, aber ich habe leider seit gestern meine Pläne geändert.» Nicht sehr überrascht wünschte mir der Abt nun Glück und Erfüllung. Und er versicherte mir, es sei sowieso einfacher, das Heil ausserhalb eines Klosters zu erlangen. Und ich glaube, das war nicht mal geheuchelt von diesem braven Mann, sondern zeugte von seinem gesunden Verstand. Nach dem gemeinsam Essen begleitete ich ihn noch zu seiner Kutsche und verabschiedete mich höflich von ihm.

Nun ging ich zurück in mein Zimmer, stellte mich an das Fenster und blickte erwartungsvoll auf die Brücke, um die Ankunft meines Engels ja nicht zu verpassen. Die edle Dame hatte mich aus meinem Klostertraum gerissen und sozusagen gerettet. Ich erfreute mich an sinnlichen Szenen, die sich vor meinem Geiste

abspielten, bis um sechs Uhr endlich der Wagen der vier Damen wieder eintraf. Ich zog mich ein wenig zurück, aber alle vier starrten zu meinem Fenster hoch, also musste meine Amazone unser Geheimnis doch verraten haben. Ohnmächtig vor Zorn liess ich meine Arme sinken. Alles schien verloren: Mein Vertrauen, unser Stelldichein, das fleischliche Abenteuer. Wie sollte ich so meine Rolle nochmals spielen? Auslachen würden mich die jungen Damen, also war klar, dass ich diese Komödie nicht mehr wiederholen würde. Was für ein Abenteuer sollte das werden, wenn die anderen drei davon wussten? Zwei von ihnen missfielen mir völlig und wie mich eine Frau durch ihren Liebreiz erregt, stösst ein andere mich durch ihre Gewöhnlichkeit ab. Also blieb mir nur eines, ich ging spazieren.

Leduc erwartete mich bereits: «Zum Glück seid Ihr ausgegangen, mein Herr, denn der ganze Gasthof freute sich auf die Wiederholung der gestrigen Komödie. Deshalb nahm ich Ihre Stelle ein und führte die Arbeiten aus. Die bewusste Dame heisst Baronin von Roll und ist wirklich reizend», schloss er seine Erklärung. «Hat sie nach mir gefragt», wollte ich von meinem Spanier wissen. «Nein, aber die drei anderen dafür alle ...» - «Und Frau von Roll sagte nichts?» Leduc schüttelte den Kopf: «Kein Wort, aber sie schien niedergeschlagen, täuschte aber Gleichgültigkeit vor, als ich erwähnte, der gestrige Kellner sei leider krank geworden ...» - «Wieso hast du ihr von einer Krankheit erzählt?» - «Nun, einen Grund musste ich doch angeben, oder?» - «Und die Stiefel, hast du sie ihr ausgezogen?» - «Nein, sie wollte nicht.» - «Aber woher hast du dann ihren Namen?» - «Vom Kutscher. Er meinte auch, die junge Dame sei erst kürzlich verheiratet worden ...»

Am nächsten Morgen wartete ich bereits am Fenster, als die

Damen abreisten, verbarg mich aber hinter dem Vorhang. Meine Amazone war die letzte, die, noch bevor sie in den Wagen stieg, so tat, als wolle sie nach Regen Ausschau halten. Sie zückte ihren Hut und blickte zu mir hoch. Ich erwiderte ihren Gruss höflich, und sie grüsste mich nun mit einem lieblichen Lächeln. Danach lud mich Herr Ott, unser Wirt zum Essen ein. Wie so oft bei den Schweizer Gastwirten setzte er sich oben an die Tafel, damit er sah, wie gut seine Gäste bedient wurden. Seine Söhne, die sonst wie Prinzen erzogen wurden, mussten aber hier servieren. Ich kannte das von Schaffhausen, als der Sohn meines dortigen Wirtes, der sonst Hauptmann bei den Truppen war, während dem Essen hinter meinem Stuhl stand, um jeweils flink die Teller zu wechseln. So denken sie, die Schweizer, und wer darüber nur Spott empfindet, irrt, denn diese Gewohnheit ist sehr hilfreich. Herr Ott lachte über meine Verkleidung, rechnete es mir aber hoch an, dass ich die Komödie nicht wiederholt hatte. Er dankte für die Ehre, die ich seinem Haus erwiesen hatte, und spendierte mir das frugale Mahl aus seinem eigenen Säckel.

